
Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Volkswirtschaft, Geologie und
Naturkunde

Heft 3

Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Volkswirtschaft, Geologie und Naturkunde

Inhalt

Inhalt	3
Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre	5
Über dies Heft	5
Vom Herrmannsbad in Bad Lausick	6
Geithainer Kalk	8
Geithainer Emaillegeschirr	10
Kohrener Töpferei	13
Bei Meister Feuerriegel in Frohburg	16
Der Gemüsebau um Borna	18
Geschichtliches von der Kürschnerei in Rötha	20
Die Regiser Flanschenfabrik - ihre Entstehung und Entwicklung	21
Im Ramsdorfer Tiefbau	24
Im Böhlener Tagebau	27
Die Pegauer Ziegeleien	29
Der Babuschenmacher von Groitzsch (Neu nach Gießler, Sächs. Sagen)	32

Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre

Zwischen 1926 und 1931 sind 6 Hefte der „Heimatblätter aus der Bornaer Pflege“ von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde der Bezirkslehrervereine Borna und Groitzsch-Pegau verfasst und herausgegeben worden. Sie sollten großen und kleinen Leuten in der Bornaer Pflege helfen, den Blick für ihre Umgebung zu schärfen, um ihnen so die Heimat immer lieber und vertrauter zu machen.

Die Schulen der alten Amtshauptmannschaft Borna verfügten jeweils über einen Klassensatz aller Hefte und diese wurden teilweise bis 1950 im Unterricht verwendet.

Es ist der Verdienst der Lehrer und Heimatforscher Liebig, Petermann, Rupert und Weber, dass es zur Herausgabe dieser Reihe kam. In den Heften werden die historische Vergangenheit, Volkskunde und Volkswirtschaft unserer Region aus der Sicht der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorgestellt.

Über dies Heft

Am Beispiel der Entwicklung von Handwerk und Fabriken werden die wirtschaftlichen Umwälzungen am Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dargestellt. Die Palette erstreckt sich über die Herstellung von Gebrauchsgütern, Industrieartikeln bis hin zur Gewinnung von Bodenschätzen.

Vom Herrmannsbad in Bad Lausick

Der Herr Amtsrichter Herrmann hatte es aber heute notwendig: trapp, trapp ging's die Stufen zum Lausigker Stadthaus (das ehemalige Amtsgericht, jetzt Gaststätte) hinunter und eilenden Schrittes die Grimmaer Straße hinter. Er merkte gar nicht, daß ihm zwei junge Mädchen, die zwischen dem Röhrbrunnen und der alten kursächsischen Postsäule ein Morgenschwätzchen gemacht hatten, einen guten Morgen wünschten. Was mochte nur geschehen sein? Er war doch sonst ein so freundlicher Herr!

Es dauerte nicht lange, da wußte die Frau Nachbarin es schon: der Herr Amtsrichter sollte schnell einmal hinauskommen in seine Braunkohlengrube, die am Wege nach Etzoldshain lag. Hatte etwas das Erdreich einen Arbeiter verschüttet, oder welches andere Unheil war gekommen? Am Abend erzählten sich's die ehrbaren Bürger beim Dämmerstopp im Ratskeller; freilich war ein Unglück geschehen, aber kein schlimmes: Beim Ausschachten der Kohle war ein starker Quell hervorgebrochen, und die Arbeiter hatten flüchten müssen. Nun stand dort in der Grube schon fast ein kleiner Teich. Ja, wenn's nur schönes, klares Wasser gewesen wäre! Aber so war's eine hellbraune Brühe, und obenauf schwamm eine ölige Schicht ... Ein rechter Schaden für den Herrn Amtsrichter! Die ganze schöne Kohlengrube konnte ihm noch ersaufen!

Das war Sommer 1819. Was nun geschah, hätte sich wohl niemand träumen lassen. Wenn jemand sich beim Herrn Amtsrichter in aller Teilnahme nach seiner Grube erkundigte und ihm ein paar bedauernde Worte sagte, dann - lachte er! Ja, er hatte in der Folge auch gut lachen!

Gelehrte untersuchten das Wasser der Quelle und stellten fest, daß es eisenhaltig sei, daß es das böse Gliederreißen und die Nervenschmerzen heilen könne, wenn man darin bade oder es trinke. Im Jahre 1820 wurde draußen an der ehemaligen Braunkohlengrube ein schmuckes Badehaus errichtet und am 3. Juni 1821 als das „Herrmannsbad“ eingeweiht. Nun kamen aus Borna, Colditz und Grimma, aus Leipzig und Chemnitz allerlei kranke vom Zipperlein geplagte Leute herbei. Im ersten Jahre des Bestehens wurden bereits 6000 Heilbäder verabreicht. Und wahrhaftig: sie halfen vielen wieder „auf die Beine“. Dankbar sprach mancher in der Ferne von „Bad Lausigk“ (seit 1913 heißt die Stadt amtlich Bad Lausick.)

Von den Tausenden von Kurgästen, die alljährlich in Bad Lausick Besserung ihres Leidens oder gar Genesung finden, denkt wohl kaum einer an den weitblickenden und tatkräftigen Amtsrichter Herrmann. Selten weiß einer, aus wie kleinen Anfängen sich die staatliche Badeanlage entwickelt hat.

Auf alten Steinzeichnungen sieht man das erste Badehaus noch: ein schlichtes Gebäude, von spärlichem Walde umgeben, auf dessen Wegen wackere Biedermeier stolzieren. Was ist da alles hinzugekommen! In den hundert Jahren ist der wunderschöne Park mit seinen traulichen Spazierwegen erstanden. Die Höhe des Badeberges krönt ein stolzes Kurhotel mit Gasträumen, Fremdenzimmern und Saal, Konzertplan, Tennisplätzen und Rodelbahn. Öfter mußte auch am unteren Kurhaus um- und angebaut werden: Maschinenräume, Zellen, auch Fremdenzimmer, sodaß die Kurgäste gleich aus der Badezelle zum Nachschwitzen und Ruhen in ihr Bett gehen können. Das ist ein rechter Segen gerade für solche arme Kranke, die im Winter zur Kur in Bad Lausick sind. Wer weiß, was die nächsten Jahre dem schönen, aufstrebenden Badeorte noch bringen werden, wenn seine Besucherzahl weiterhin steigt und sein guter Name in alle deutschen Gauen dringt mit dem hoffnungsfrohen Spruch: Bad Lausick hilft dir!

Sitzt sich's doch dort unten im Park vor dem Kurhaus angenehm! Von oben her, wo auf dem Kurplatz Musik spielt, trägt der Wind die Klänge. Die kleinen Finken und die Drosseln in den Bäumen wollen es gar noch schöner bringen als die Flöten und Geigen und versuchen ihre Stimmchen. Wie wohltuend das alles hier ist: die lieben alten Bäume, die grünumbuschte Terrasse mit dem plätschernden Springbrunnen, die bunten Blumenbeete, Schmetterlinge, einladende Bänke im Schatten. ... Hier finden sie alle Ruhe und Erholung, die kranken, geplagten, gehetzten, müden Menschen: der abgespannte Geschäftsmann, die sorgengequälte Hausmutter, der nervöse Beamte, der arme Gelähmte. Auf dem Platze vor dem Kurhaus kann man viel Leid und Unglück sehen, aber auch manch frohes Hoffen auf Genesung, viel Dankbarkeit und neuerwachten Lebensmut. Der alte Herr dort, der eben an Stöcken gehend aus dem Bade kommt, mußte vor drei Wochen noch im Krankenstuhl in seine Zelle gefahren werden. Soeben hebt man aus dem Auto eine arme Gelähmte, die zur Untersuchung zum Badearzt kommt.

Die reichen Leute, die Sonntags mit ihren Autos aus der Großstadt kommen und in ihren feinen Kleidern plaudern und lachend durch den stillen Park gehen, könnten hier allerlei lernen: Nichts macht den Menschen so zufrieden und gesund wie die schöne Natur, und ferner.

Der größte Reichtum heißt Gesundheit.

Geithainer Kalk

Kennst du das weite, große Meer, die See, deren Wasser unaufhörlich gegen das Land spülen, sei es in leichtgekräuselten, ruhigen Wellen oder in wilden, rauschenden, gischtenden Wogen? Kannst du dir vorstellen, daß auch über unsere heimatlichen Fluren einstmals ein Meer brauste? Doch gar lange, lange ist's her! Vermutlich mehrere Millionen Jahre! Kein Mensch wird es genau bestimmen können.

Nehmen wir also an, ein Norddeutschland bedeckendes Meer reichte etwa bis in die Geithainer Gegend. Möglich, daß gerade hier ein etwas flacheres Becken, eine ruhigere Meeresbucht lag. Deren Boden belebten zahlreiche Muscheln und andere Tiere, die ihre Gehäuse aus Kalk aufgebaut hatten. Im Wasser schwebten zahllose winzig kleine Lebewesen, deren Panzer und Schalen ebenfalls aus Kalk bestanden. Täglich starben große Mengen dieser Urtierchen und sanken in der stillen Bucht zu Boden. Immer neue Massen dieser Kalktiere spülte das Meer nach dem Becken; sie alle sanken nach ihrem Tode neben und über ihren Brüdern auf den Grund, als befände sich hier ein großer Friedhof dieser Kalktierchen. Bald bedeckte die Tiefe der See eine ganze Schicht solcher Gehäuse und Muschelschalen. Erst war sie vielleicht nur einen Zentimeter stark, bald zehn Zentimeter, dann einen Meter, ja mehrere Meter, stellenweise sogar fünf Meter, also höher als ein Wohnzimmer.

Wir können uns leicht denken, daß alle diese zu Boden gesunkenen Schalen durch ihr Gewicht die Schwere des darüberstehenden Wassers festzusammengepreßt wurden zu einem harten Gestein, daß wir, da es ja aus Kalkgehäusen aufgebaut wurde, Kalkstein nennen. Natürlich dauerte dessen Entstehung lange, lange Zeit vielleicht Tausende von Jahren.

In späteren Zeitläufen lagerten sich über dem Kalk meterhohe Schichten von fettem Lehm und Ton, sowie feinkörnigem Sand, Kies und Ackerboden ab, sodaß also der einst auf dem Meeresgrunde aufgebaute Kalkstein heute bis zu 10 m unter dem Erdboden liegt.

Wie der Mensch sich nun überall die Naturkräfte dienstbar macht und ihre in der Erde liegenden Schätze zu heben sucht, so holt er auch diesen in der Tiefe ruhenden Kalkstein herauf. Wanderst du von Geithain nordwärts nach Tautenhain, so schaust du links und rechts der Landstraße tiefe Löcher und Gründe, die Kalkgruben. Die größte davon ist die Grube der „Geithainer Kalk-, Ziegel- und Sandwerke“, die wir jetzt besuchen wollen. Vergeßt aber nicht, feste Schuhe anzuziehen; denn an feuchtem Schlamm fehlt's nicht.

Wie wir sahen, ist der vom Menschen begehrte Kalkstein von meterhohen Sand- und Tonschichten überlagert. Diese Massen gilt's nun erst zu beseitigen. Gar

manchen Tropfen Schweiß, reichliche Zeit und schwere Mühe kostete das ehemals, als dies der Mensch mit seiner Hände Kraft schaffen mußte. Heute nehmen ihm große Maschinen, die Bagger, diese Arbeit ab.

Die zu oberst liegenden Sandschichten bewältigt ein Eimerbagger, bei dem eine fortlaufende Kette ein reichliches Dutzend Schaufeleimer bewegt. Diese schöpfen den gelben Sand und schütten ihn, nachdem ihn die Maschine gesiebt hat, in Feldbahnwagen, die hinter dem Bagger stehen. Kleine Dampflokomotiven fahren die Wagen ab.

Ein Stockwerk tiefer arbeitet ein großer Löffelbagger an der Beseitigung der fettigen, dunkleren Tonmassen, die ebenfalls durch die Feldbahn fortgeschafft werden.

Endlich sind wir am dritten, unteren Arbeitsplatze angelangt, wo der graue Kalkstein selbst zutage tritt und gebrochen werden kann. Auch hier wird wieder der Menschenkraft vorgearbeitet, indem der ziemlich feste, geplattete Kalkstein mit Schießpulver gesprengt wird. Arbeiter verladen ihn auch hier wieder auf Feldbahnwagen.

So schauten wir also, wie Kalkstein, Ton und Sand zu Tage gefördert wurden. Wertlose, unreine Sand- und Tonmassen werden gleich nach der anderen Seite der Kalkgrube gebracht und dienen dort zur Auffüllung abgebauter Kalklöcher. So sorgt der Mensch selbst dafür, von ihm verursachte Unebenheiten in der Natur auszugleichen.

Wir besteigen jetzt solch ein Feldbahnzügel, das die gewonnenen Produkte prustend aus der Grube zieht, und fahren mit ihm durch die Felder hin nach den neben dem Bahnhofe Geithain liegenden Kalköfen.

In diesen mit feuerfesten Chemotteziegeln ausgemauerten Bauwerken wird der Kalk in einer Temperatur von 1100 bis 1700 Grad etwa 5 Tage lang ausgeglüht, wodurch die in ihm enthaltene Kohlensäure frei wird und in die Luft entweicht. Dieser „gebrannte Kalk“, den der Maurer beim Hausbau zur Bereitung von Mörtel und der Landwirt zum Düngen seiner Felder verwendet, wird auch in geschlossenen Kastenwagen mit der Eisenbahn nach auswärts versandt. Als „Geithainer Kalk“ erzählt er auch jenseits der sächsischen Grenzen von unserem Heimatstädtchen.

Der in der Grube gewonnene Sand findet ebenfalls beim Hausbau Verwendung, während der Ton zu Ziegelsteinen verarbeitet wird.

Dein Haus, mein lieber Leser, in dem du jetzt sitzt und wohnst, vielleicht ist es zum größten Teil aus Ziegelsteinen, Kalk und Sand erbaut, die den Geithainer Kalkgruben entstammen. In Staub und Schlamm schafft dort der Arbeiter also auch für dich. Daß sein Beruf nicht gefahrlos ist, da ich erst bei meinem letzten Besuch, als einer der dort Beschäftigten sich durch brechende Steinmassen eine schwere Handverletzung zugezogen hatte. Drum schau nicht geringschätzig nach dem Grubenarbeiter, wenn er arg beschmutzt und bestäubt nach vollbrachtem Tagewerke heimwärts wandert!

Geithainer Emaillegeschirr

In jeder Haushaltung wird Emaillegeschirr gebraucht. Deine liebe Mutter kocht den Kaffee in einem Emailletopfe, gießt ihn in eine Emaillekanne und füllt daraus die Emailletassen. Die Milch dazu holst du in einem Emaillekrüge. Du wäschst dich täglich in einem Emaillebecken und legst die Seife in ein Emailleäpfchen. Fleisch wird in einer Emaillepfanne gebraten und in vielen Familien in Emailletellern gegessen.

Seih dich um in eurer Küche! Fast alles Geschirr ist aus Emaille bereitet, aus weißer oder grauer, gelber oder brauner, grüner oder blauer Emaille: Trichter und Siebe, Becher und Töpfe, Pfannen und Tiegel, Teller und Schüsseln, Krüge und Kannen, Eimer und Äsche und manches Andere. Viele Hände waren geschäftig, all das Geschirr anzufertigen und ihm sein prächtiges Aussehen zu verleihen. Wie umständlich die Arbeit war, um nur deine kleine Kaffeeobertasse herzustellen, mag sie dir selbst erzählen. Hör' also aufmerksam zu!

Du weißt, liebes Kind, daß die Nuß wohl eine rauhe Schale, jedoch einen edlen Kern besitzt. Bei mir verhält sich's umgekehrt: Mein Inneres ist häßlich und roh, das Äußere aber glatt und schön, und das geht so zu:

Die flinke Hand eines Arbeiters legt eine Tafel Schwarzblech unter eine Maschine, die Stanze, die mit scharfem Zahn ein kreisrundes Stück herausbeißt. Diese Blechscheibe von etwa fünfzehn cm Durchmesser ist mein Anfang. Sie wird gleich darauf von einer schweren Presse in einem einzigen Zuge in eine walzenartige Form gebracht, sodaß Boden und Wände ein Ganzes bilden. Durch den gewaltigen Druck müßte die Masse zerreißen, wenn sie nicht von besonderer Zähigkeit wäre. Sodann tritt eine Drehbank, wie sie auch in der Werkstatt des Drechslers steht, in Tätigkeit. Sie verleiht der kleinen Walze meine richtige Gestalt und bordiert den Rand, d. h. sie biegt ihn nach außen um, damit du bequem aus mir trinken kannst. Zuletzt werde ich dem Schweißer übergeben. Mit Hilfe eines Sauerstoffgebläses befestigt er den Henkel so geschickt an der Form, daß ich aussehe, als sei ich aus einem einzigen Stücke gemacht. Nun kannst du mich schon die Hand nehmen. Der Kern ist fertig.

Viel hab' ich bis hierher ausstehen müssen. Du siehst es mir nicht an, daß ich geschnitten und gepreßt, gequetscht und gedehnt, geschlagen und gestochen worden bin, ehe es so weit war. Nach allen Qualen wurde es höchste Zeit, daß man mich ins Rohwarenlager brachte, wo ich mich erholen durfte von allem Ungemach. Mit vielen meiner Gefährtinnen lag ich da in tiefem Frieden, bis ich frische Kräfte gesammelt hatte; denn noch war mein Leidensweg nicht zu Ende. Sollte doch mein rauer Kern eine edle Schale, eine Hülle aus Emaille, erhalten!

Infolge der langen Ruhe hatten sich Rost und Staub auf mich gelegt. Daher wurde ich nach der Lagerung zunächst gewaschen. Ich mußte doch sauber sein, wenn ich in ein feines Kleid gesteckt werden wollte! Dreifach war das Bad, das auf mich wartete. Zuerst kam ich in scharfe Säure, die allen Rost wegfraß, dann in milde Lauge, die mich von allem Schmutze befreite, und endlich in einen großen Wasserbottich, wo ich mit Sand so gründlich gescheuert wurde, daß mir aber auch kein Stäubchen mehr anhaftete! Zu allem Überfluß wurde ich dann noch in Sodawasser gekocht, ehe ich ein Plätzchen im Trockenofen fand.

Rein war ich nun also und auch trocken. Gleichwohl begann die Emaillierung noch nicht. Der Kern wurde erst noch auf seine Glätte untersucht und jede Unebenheit durch Ausbeulen entfernt.

Endlich war es so weit, mir den Emailleüberzug aufzulegen. Emaille, auch Schmelzglas und Schmalte genannt, ist ein Gemisch aus Quarz, Soda und vielen anderen Zutaten; durch Erhitzung auf achthundert bis eintausend Zentigrade schmilzt es zu einer Masse, dick wie Sirup, und erstarrt in kaltem Wasser zu einer glasartigen Schlacke, die dann in einer Trommelmühle mit Flintsteinen unter Zusatz von Farbstoff, Ton und Wasser zu einem Brei, der Grundemaille, gemahlen wird.

Aus diesem Brei ist mein Unterkleid gefertigt worden. Ein geschickter Arbeiter tauchte mich tief hinein und schwenkte mich dann so gewandt hin und her, daß der Überzug innen und außen überall gleichmäßig stark wurde und der Kern sich endlich ganz darunter verbarg. Welch angenehme Veränderung! Weg war mein garstiges Innere! Ich erschien in grauem Blau wie der Himmel vor einem Gewitter und war sehr vergnügt darüber. Die Freude wuchs noch, als mich im Trockenraume eine behagliche Wärme umgab. Aber o weh, das Wohlbefinden schwand nur zu bald! Jetzt traf mich das allerschlimmste Übel auf meinem Lebenspfade: ich mußte in die Hölle wandern, jawohl, in die Hölle! Der Brenner schob mich nämlich in einen feurigen Ofen, wie Gretel die Knusperhexe! Der Mann war mir zwar wohlgesinnt, da er mich der Glut nur aussetzte, um mein Kleid auf den Kern aufschmelzen zu lassen, daß mir's niemand wieder ausziehen könnte, aber eine schreckliche Pein war's dennoch!

Du kannst dir eine Hitze von eintausend bis zwölfhundert Zentigraden schwerlich vorstellen und wärest sicher darin zu Asche verbrannt. Und staune nur: Ich bin in der Hölle nicht nur ein-, sondern viermal gewesen! Als ich sie das erste Mal verließ, hatte sich die Grundemaille in tiefes Schwarz verwandelt, und ich sah zu meinem Schrecken aus wie ein Teufel. Beim zweiten Male schimmerte ich in bläulicher Weiße, und erst das dritte Mal leuchtete ich wie frischgefallener Schnee. Da war zu meinem Unterkleid ein doppeltes Oberkleid gekommen!

Alsdann wurde ich vom Maler mit einem Goldrande und dem bunten Blumenmuster geziert, das du so sehr bewunderst, weil es der Künstlerhand überaus gut gelungen ist. Dieser Schmuck ist mein ganzer Stolz! Ich mußte ihn freilich auch teuer genug bezahlen; denn seinetwegen bin ich zum vierten Male in den Brennofen

gegangen, da es doch jammerschade gewesen wäre, wenn mir eine boshafte Seele die herrlichen Blumen hätte verwischen können. Darum hab´ ich auch die letzte Qual, die übrigens weniger heftig war, nicht ungern ertragen. Gespritztes, wolkiertes oder marmoriertes Emaillegeschirr wird nur dreimal gebrannt.

Alle Unbill lag nun endgültig hinter mir. Ich war gebeizt, gelaugt, gescheuert, geglättet, emailliert und viermal in höllischem Feuer geröstet worden, ehe ich schön aussah. Deshalb acht´ und ehre mich und behandle mich vorsichtig! Du kannst mich in heißes oder kaltes Wasser legen, in die Luft hängen, in die Erde vergraben oder ins Feuer stecken: Ich bleib´ unversehrt! Auch Schimmel, Grünspan oder Rost vermögen mir nichts anzuhaben. Aber wenn du mich an einen harten Gegenstand stößt oder mich gar fallen läßt, dann verwundest du mich und legst mein Inneres bloß! Also hüte dich!

Als ich schließlich von kundigen Augen geprüft und als untadelig befunden wurde, vergaß ich schnell alle Leiden. Ich durfte geraume Zeit im Versandlager bei meinen schönsten Schwestern zubringen, bis man mir eines Tages eine passende Untertasse zugesellte und mich mit vielem anderen Geschirr sorgfältig verpackte, in eine große Kiste sperrte und fortschaffte. In einem Laden, wo man Küchengeräte verkauft, wurde ich aus meinem Gefängnis erlöst und an ein Schaufenster gestellt. Dort hat mich deine liebe Mutter erblickt und erworben, weil ich ihr und dir wohlgefiel.

Woher ich stamme, wirst du auch wissen, zumal ich doch meinen Heimatschein an mir trage. Du kennst ja die schwarz-gelbe Marke mit den drei Türmen. Sie zeigt die Stadtfarben und das Stadtwappen von Geithain. Geithainer Emaillegeschirr wandert wegen seiner Güte in viele Gegenden Deutschlands.

Kohrener Töpferei

Kohren ist eine Urheimat der Töpferei. Schon vor Jahrhunderten bildeten Kohrener Töpfer eine Zunft, die sich eine sehr strenge Ordnung gegeben hatte, um das Handwerk hochzuhalten. Auch besaßen sie eine Innungsfahne, die 1837 neu geweiht wurde und stets vom jeweiligen Innungsmeister verwahrt wird. Im Jahre 1800 lebten hier 12 Töpferfamilien, heute sind es nur noch drei.

Da ihr Gewerbe ausgedehnte Räumlichkeiten, vor allem einen Brennofen und eine helle, sonnige Werkstatt verlangt, so sind die Meister zugleich auch Haus- und Grundstücksbesitzer. Das Arbeitspersonal besteht meistens aus dem Meister, zwei oder drei Gesellen, einem Lehrling und den Familienangehörigen des Meisters.

Den Ton liefert das Tonlager im benachbarten Niederpickenhain. Er wird fuderweise an die Töpfermeister abgegeben. Fast vor jeder Töpferei ist eine Tongrube, wo der Ton aufbewahrt wird, später kommt er in die Tongrube in der Werkstatt, wo er bis zum Gebrauche lagert. Dann wird er mit Wasser aufgeweicht und getreten. Ist er geschmeidig, so läßt man ihn durch eine Quetschmaschine gehen, damit alle in der Masse befindlichen Steine zermalm werden. Je mehr er gequält wird, desto weicher und empfindlicher ist er bei der Bearbeitung. Mit der „Sichel“ wird er dann in bandartige Streifen geschnitten und zu walzenförmigen Ballen geformt.

Nun bringt man die Ballen auf die Wallbank, wo sie der Geselle durch kräftiges Kneten und Schlagen nochmals bearbeitet, so lange, bis sich keine Luftblasen mehr zeigen, zuletzt kommen sie auf die Drehscheibe.

Für den Zuschauer ist die Arbeit auf der Drehscheibe eine lustige Sache. Im Nu formt sich der Ton unter den geübten Händen, und geschmeidig gibt er jeden Druck und jeder Biegung nach. Wollte man dem Töpfer die Arbeit nachahmen, so würde man bald merken, daß dies gar nicht so einfach ist. Die Kunst der Töpfer sitzt in den Fingerspitzen. Der Meister sagt: „Gefühl ist alles; das läßt sich nicht lehren, das muß angeboren sein!“ Das feine Gefühl sagt ihm, wie weit der Ton ausgezogen werden darf, damit er „trägt“, d. h. nicht wieder in sich zusammensinkt. Das Gefühl und der Geschmack bestimmen auch Form und Größe der Gefäße.

Mit den nackten Füßen setzt der Geselle durch kurzes, schnelles Abstoßen die untere Scheibe in Bewegung. Sie ist das Treibrad für die obere kleine. Der zu verarbeitende Ballen Ton wird auf die Mitte der kleinen Formscheibe geschlagen, und nun drückt der Arbeiter die Daumen der Hände in die Mitte der Masse ein, zieht mit den übrigen Fingern die Wände des Gefäßes hoch und gibt ihnen bei fortwährendem Drehen der Scheibe dabei gleichzeitig durch Drücken und Einziehen

die gewünschte Form. Der leiseste Druck genügt, diese nach Geschmack und Bedarf zu modeln. Krüge, Kannen und Vasen haben durchweg etwas Gediegenes, Praktisches und Anmutendes in ihrer Form. Als Werkzeug bedient man sich kleiner aus Pflaumenbaumholz gefertigter Schienen in verschiedener Größe und Stärke. Soll der Topf eine bauchige Form erhalten, so legt man die „Bauchschiene“ an. Will man ihm einen kreisrunden Verzierungstreifen geben, so setzt man einen Pinsel mit Farbe an einer Stelle an, und durch das Drehen bildet sich der gewünschte Reifen von selbst und in tadelloser Rundung.

Ist das fertige Gefäß genügend an der Luft getrocknet und wasserhart geworden, so wird es am nächsten Tag „beschickt“, d. h. gehenkelt, und nach abermaligem Trocknen mit Farbe begossen und gemalt. Die Begußfarbe, grau, blau, braun oder grün, bildet den Grundton der Gefäße, von dem sich später verschiedene Verzierungen, Punkte, Streifen, Striche und Inschriften, abheben. Das Malen besorgen gewöhnlich die Frauen, die darin eine besondere Geschicklichkeit haben und oft auch große Phantasie entwickeln. Die Kinder des Meisters unterstützen die Mutter in ihrer Arbeit. Zum Malen wird das Malhorn, ein kleiner, irdener, flaschenähnlicher Behälter, benutzt, der an einer Seite eine viereckige Öffnung und in einem röhrenförmigen Ausguß eine Federspule hat, durch welche die Farbe herausläuft. Zuletzt übergießt man die gemalten Gefäße mit der Glasur, die mit gut gereinigter Lehmfarbe versetzt ist. Man unterscheidet Lauf- und Kunstglasuren. Erstere laufen, d. h. fließen beim Brennen ineinander und geben allerlei marmorierte und geflammte Muster. Die Kunstglasuren geben den Grundton an.

Die Glasur überzieht das Gefäß innen und außen mit einer Deckschicht und glüht sich später im Brande zu einem glashellen und glasharten Überzug aus. Beim Brennen muß der Meister außerordentlich aufmerksam sein. Die geringste Versäumnis rächt sich oft bitter. Gewöhnlich wird innerhalb drei Wochen zweimal gebrannt, wenn jedoch große Bestellungen vorliegen, auch öfter. Die Ware wird in einem kuppelförmigen Ziegelofen mit Holzfeuerung gebrannt. Man bevorzugt dabei zuerst Eichen- und dann Nadelholz. Das Einsetzen in den Ofen ist die schwierigste Arbeit des Töpfers und wird daher meistens von dem Meister selbst besorgt. Kleine Gefäße werden in größere auf den Boden gestellt, und so werden sie alle ihrer Schwere nach übereinander aufgeschichtet. Der Ofen faßt 500 Töpfe, 50 Schüsseln, 100 Teller, 100 bunte Töpfchen, 25 Krüge, 20 Vasen, 200 Stück Spielzeug, 200 Untersetzer, 100 Blumentöpfe, 12 Waschäsche, 20 große zweihenklige Töpfe, 25 Kaffeekannen, 30 Pfannen, 200 Formpfannen und 25 Wärmflaschen. Ist er gefüllt, so wird der schmale Ofeneingang bis auf zwei Feuerlöcher vermauert und davor ein mächtiges Holzfeuer angebrannt, das 15 bis 20 Stunden unterhalten werden muß. Dazu braucht man zirka drei Meter gespaltenes Holz. Ist die nötige Hitze erreicht, so läßt man das Feuer allmählich eingehen und die Ware im Ofen erkalten, bis man sie austragen kann. Wird sie zu zeitig herausgenommen, so erhält sie oft durch den plötzlichen Temperaturwechsel haarfeine Risse, die die Glasur wie ein Netz durchziehen.

Der Vertrieb der Ware geschieht durch den Laden- und Marktverkauf. Soll sie auf den Markt gebracht werden, so bedient man sich der Bahn oder des Töpferwagens. Das Beladen des Töpferwagens erfordert viel Zeit und Arbeit. Jedes Gefäß muß sorgfältig mit Stroh und Heu verpackt werden. Zwischen die einzelnen Lagen des Geschirrs kommt eine dicke Heu- und Strohschicht, die auch die Ladung oben abschließt. Was auf den Märkten nicht verkauft wird, stellt man entweder ein oder gibt es an Aufkäufer ab.

Das irdene Geschirr wird viel zu niedrig bewertet, wenn man bedenkt, durch wieviele Hände jedes einzelne Stück geht, mit wieviel Zufälligkeiten gerechnet werden muß und wieviel Unkosten auf dem Betriebe ruhen. Trotzdem ist der Töpfer heiter und zufrieden. Zwischen Meistern und Gesellen, die oft jahrzehntelang zusammenarbeiten, herrscht ein wohlthuendes, ja fast väterliches Verhältnis. Jeder liebt sein Gewerbe, und jeden treibt es, mit Gewandtheit und Freiheit seine künstlerischen Gebilde zu schaffen.

Möchte ein guter Stern diese Hausindustrie einer neuen Blütezeit zuführen!

Bei Meister Feuerriegel in Frohburg

Den Kohrener Marktplatz schmückt ein schöner Brunnen, der den Töpfer bei seiner Arbeit zeigt. Jeder Stein und jeder Ziegel ist eine leuchtende Kachel. Das Kunstwerk ist ein Erzeugnis der Frohburger Töpferei, des Meisters Feuerriegel in der Töpfergasse, den wir besuchen wollen.

In den unteren Räumen arbeiten die Geschirrtöpfer, in den lichten Sälen oben formen und bemalen die Gehilfen, die Modellierer, die Kunstgegenstände; aber in seiner Werkstatt sitzt Meister Feuerriegel allein.

Seine ganze Umgebung regt ihn zu fortwährender Arbeit an. An den Wänden stehen in Regalen lustige Tierformen; fast alle sind sie vertreten, die Enten und Hühner, die Hunde und Katzen, die Gemen und Steinböcke u. a., fein geformt, in eigenartigen Farben glasiert, als Schmuck oder Gebrauchsgegenstand verwertet. Prachtvolle Vasen in edlen Formen von der kleinen Blumenvase an bis zur meterhohen Prunkvase mit reichem Schmuck bilden eine bunte Reihe. Prächtige Teller, herrliche Schüsseln und zierliche Dosen, bald in den Frohburger Farben rot und gelb, bald in fein abgestimmten Tönen, haben hier eine Stätte gefunden. Auch eine tönernerne Weihnatskrippe ist zu sehen. An den Wänden hängen große Schmuckkacheln, und in Stubenmitte steht ein Prunkofen mit wundervollen alten Kacheln.

Zwischen allen diesen Herrlichkeiten, die dem Auge immer aufs neue gefallen, arbeitet der Meister. Vor ihm steht eine schwere Staffelei mit einem mächtigen Tonballen. Ganz seinem Schaffen hingegeben, formt und drückt er bald mit dem Daumen, bald mit dem Modellierholze; zuweilen nimmt er mit der Drahtschlinge auch kleine Tonteilchen weg, bis nach tagelanger mühevoller Arbeit die Umrisse eines neuen Denkmals sichtbar werden. Kopf um Kopf und Blüte um Blüte wächst aus dem toten Stoffe heraus und erwacht zum Leben.

Ist solch ein Kunstwerk endlich zur Zufriedenheit ausgefallen, so wird es in Gips abgegossen. Aus der entstandenen Form, die den Gegenstand verkehrt darstellt, bilden die Modellierer Stück für Stück in ton, lassen es trocknen, stecken es zum Schutze vor dem Feuer in Chamotteformen und brennen es schließlich im Muffelofen. Dabei ist große Vorsicht geboten; denn leicht verzieht sich ein Stück im Brande; es wird auch rissig und damit wertlos.

Wenn aber der Brand geglückt ist, so wird jedes Stück glasiert, nicht wie bei den Gebrauchsgegenständen der Töpfer einfach mit Glätte übergossen, sondern die Glasur wird vorsichtig mit dem Pinsel aufgetragen, nicht zu schwach, da deckt sie

nicht, aber auch nicht zu stark; denn dann fließt sie und verdirbt den geschmackvollen Eindruck.

Der Meister aber ist überall. Bald bildet er selbst, bald überwacht er die Arbeit der Gehilfen, bald beschäftigt er sich mit dem Entwurfe eines neuen Kunstwerkes. Stift und Pinsel bringen in wenigen Minuten einen neuen Gedanken auf das Papier, der dann in sorgfältiger Kleinarbeit in allen seinen Teilen ausgeführt wird.

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die tragen über Tal und Hügel.“)

Der Gemüsebau um Borna

Wenn hiesige Schulklassen eine fremde Gegend besuchen, so werden sie dort zuweilen von neugierigen Leuten gefragt: „Wo seid ihr denn her?“ Und wenn sie dann im stolzen Heimatgefühl antworten: „Von Borna bei Leipzig!“, dann schallt es neckisch zurück: „Ach so, aus Zwiebelborne!“ Ja, Zwiebel-Borna ist im ganzen Lande bekannt, und dieser Scherzname ist nicht allein der Zwiebel zu verdanken, sondern auch allen andern Gemüsearten in den Markthallen und auf dem Wagen des Händlers in unserer engeren und weiteren Heimat. Ehe Borna zur Braunkohlenstadt wurde, war es die bedeutendste Zwiebel- und Gemüsestadt der ganzen Leipziger Tieflandbucht.

Der Gemüsebau um Borna ist uralt, vor allem in Altstadt-Borna, dem ehemaligen sorbischen Runddorfe, das heute räumlich ganz mit der nahezu 1000 Jahre jüngeren nordwestlich von ihm gelegenen Bezirksstadt verwachsen ist. Die Kulturen dehnen sich der leichteren Bearbeiten wegen meist in Stücken von langen, oft nur Wegen oder Grasrainen aus. Sie sind ein vergrößertes Abbild der Feldeinteilung der alten Sorben, die einst hier wohnten, vielleicht sogar von ihnen übernommen. Die Gemüsefelder finden sich nach Osten und Südosten zu gelegen, dort, wo zur Zeit die fruchtbare Ackerscholle noch nicht von der stetig wachsenden Braunkohlenindustrie beansprucht wird. Freilich wie lange noch?

Aus dem fruchtbaren Altenburger Lande wanderten vor Jahrhunderten junge Feldgärtner ein, die sich in der „Altstadt“ durch Kauf oder Heirat ansiedelten und die Gemüsekulturen ihrer thüringischen Heimat in die Wyhragegend verpflanzten. Noch heute sind ihre Nachfahren hier seßhaft, wie aus den seit Jahrhunderten in den Kirchenbüchern von Borna immer wiederkehrenden Familiennamen Ludwig, Becker, Petzold, Pertermann u. a. zu erkennen ist. Gegenwärtig ist die Altstadt mit Ausnahme der wenigen Bauern fast Haus um Haus von kleinen „Feldgärtnern“ bewohnt und zum ansehnlichen dörflichen Gemeinwesen von etwa 1300 Einwohnern geworden.

Gar zu leicht freilich wird es den Altstädtern nicht gemacht, ihr Gemüse zu bauen und es mit gutem Verdienste an den Mann zu bringen. Vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht sieht man sie auf ihren Beeten „buckeln“, bei Sonnenbrand und Regen und jedem Wetter, vom zeitigsten Frühjahr an bis zu der Zeit, wo der Winterfrost den Erdboden erstarren läßt. Denn der Gemüseboden erfordert viel mehr Arbeit als die bäuerliche Feldbestellung, und nur dann gibt er mit Zinsen wieder, wenn er vorher reichlich Dünger empfangen hat. Bei der geringen Viehwirtschaft der Feldgärtner reicht der natürliche Strohdung bei weitem nicht aus,

er muß von anderweit zugekauft werden. Als die nahe Stadt Borna noch Garnison des Karabinierregiments war, hielt es nicht schwer, diesen Dünger herbeizuschaffen. Heute kommt er für teures Geld mit der Eisenbahn oft von weither, außerdem muß mit künstlichen Düngemitteln nachgeholfen werden.

Auch die Bearbeitung des Bodens erfordert viel Mühe und Ausdauer, und es läßt sich wohl kaum ein besseres Beispiel wie hier für das alte Bibelwort finden: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Nachdem der Ackerpflug in tiefen Furchen die braunen Schollen aufgerissen und Hacke und Spaten sie soweit bearbeitet haben, daß sie, von Unkrautkeimen und Steinen gereinigt, weich und locker geworden ist, empfangen sie die Samen und Setzlinge der verschiedensten Gemüsearten, der Zwiebeln, Gurken, Möhren, Meerrettiche, Rettiche, roten Rüben, Bohnen, Kürbisse u. a. mehr. Schon die sorgliche Auswahl und Vorbereitung der keimfähigen Sämereien ist dem Feldgärtner in den langen Winterabenden eine Arbeit, die viele Wochen dauert. Ist das Jahr naß, dann verdoppelt sich oft die Mühe um den Gemüsebau, um des üppig wuchernden Unkrautes nur einigermaßen Herr zu werden. Dazu werden nicht nur sämtliche Familienmitglieder, sondern auch die Kinder in ihrer schulfreien Zeit ausgiebig herangezogen. Ist das Jahr trocken, so verdorrt ein guter Teil der Anpflanzungen und schmälert den Verdienst. Auch mit oft recht namhaften Verlusten durch Pflanzenkrankheiten, Wildfraß, Platzregen, Hagel und Diebstahl hat der Altstädter Feldgärtner zu rechnen.

Trotz alledem ist es eine erstaunliche Menge Gemüse, die von Borna aus alljährlich versandt wird. Es ist recht wohl möglich, daß in guten Jahren von den „Hauptgrätzern“ wöchentlich gegen 100 Schock Gurken und jährlich ebensoviele Schock Meerrettich und durchschnittlich ungefähr 200 Ztr. Möhren verschickt werden. An Zwiebeln kann man wohl auch 200 Ztr. rechnen, die als Jahresdurchschnitt von jedem der 75 ansässigen „Zwiebelbauern“ zur Verschickung kommen.

Diese Ernten verursachen natürlich ebenso wie ihre Aussaaten und Pflege viele Kleinarbeit. Bis in die späten Abendstunden sieht man die hochbeladenen Einspannerwagen von den Feldern heimkehren; im Hofe werden dann ihre Lasten gewaschen, sortiert, gebündelt, gezählt oder abgewogen und in den breiten Planwagen verladen. In früheren Jahren fuhren ganze Wagenreihen während der Nacht nach Altenburg und Grimma, um rechtzeitig in aller Frühe zum Marktbeginn an Ort und Stelle zu sein; denn „frische Ware, gute Ware!“ Heute wird das Gemüse für die großen Markthallen in Leipzig und Chemnitz, wo eine ganze Anzahl der Altstädter Feldgärtner ihre Großhandelsstände inne hat, mit der Bahn verfrachtet. Von Chemnitz aus wird das gemüsearme Erzgebirge und obere Vogtland von Bornaer Feldfrüchten in erster Linie versorgt. Die „Bornschen Zwiebeln“ aber, das Haupterzeugnis des Altstädter Fleißes, werden durch Großhändler aufgekauft und auf dem Bornaer Bahnhofe nach Magdeburg, Hamburg, auch nach Bayern und Böhmen und sogar nach dem weiteren Auslande verladen.

Und so sind in Stadt und Land „Bornsche Zwiebeln“ weit bekannt.

Geschichtliches von der Kürschnerei in Rötha

Die Kürschnerei fertigt aus Tierfellen Kleidungsstücke und ist seit Jahrhunderten der Hauptnahrungszweig Röthas, dessen Kürschnerinnung zu den ältesten Handwerkervereinigungen gehört. Alle Kürschner der Umgebung, sogar die von Markranstädt, mußten ihr beitreten. Am Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in Rötha noch zwölf selbständige Meister, die nicht nur das Rauchwerk der Umgegend, sondern auch schon Felle von Leipzig verarbeiteten und ihre Fertigwaren zum Brühl brachten, wo sie neue Rohwaren - Edelpelze wurden in Blechkästen eingeschlossen - auf Schubkarren holten. Sie waren Zurichter und Nadelkürschner in einer Person.

Nach dem Völkerringen von 1813 wies Rötha nur noch zwei Meister auf, eine Folge der Kontinentalsperre. Erst nach der Gründung des Zollvereins (1834) nahm das Gewerbe einen kleinen Aufschwung. 1853 kam der Kürschner Kunath von Leipzig nach Rötha und ließ sich in der jetzigen Bahnhofstraße im Hinterhause des Tischlermeisters Grützner nieder. Er richtete aber nur Felle zu, d. h. er gerbte sie und übergab sie dann den Nadelkürschnern zur weiteren Behandlung. Die Felle bezog er aus Leipzig. 1854 und 1855 ließ er seine Freunde Göhler und Schiewick von Leipzig nachkommen, die sich später hier selbständig machten. Bei Kunath, dessen Firma heute noch besteht, haben fast alle alten Meister gelernt.

Sein Sohn führte die Rauchwarenfärberei ein. Seine Persianerfarbe machte ihn in den Fachkreisen der ganzen Welt bekannt. Später wandten sich auch andere Meister der Färberei zu, und heute ist sie hier ebenso bedeutend wie die Zurichterei.

Vor dem Kriege war die Arbeit in der Kürschnerei ziemlich spezialisiert. Manche Meister richteten Wildware zu, also Felle von Raubtieren, wie Füchsen und Eisbären; andere die von Pflanzenfressern, wie Bibern und Hamstern. Kleine Meister bearbeiteten Menageriewaren, das sind Felle, die ihnen durch Kürschner von auswärts zum Gerben übersandt wurden. Während des Krieges legten sie sich notgedrungen auf die Zurichtung von Schöps- und auch von Kaninfellen, und jetzt sind sie froh, wenn sie recht viele Felle solcher Art bekommen.

Die Zurichtereibesitzer fahren fast täglich, wenn auch manchmal vergeblich, nach Leipzig auf den Brühl um Arbeit. Von dort kommen die Felle in großen Körben, Flechten genannt, hier an und werden zu gleichen Teilen an die Arbeiter verteilt, die nur im Stücklohn beschäftigt werden. Der Arbeitgeber ist also - eine Eigenart des Kürschnergewerbes - nur Arbeitsvermittler.

Die Regiser Flanschenfabrik - ihre Entstehung und Entwicklung

Der Wanderer, der sich dem Städtchen Regis-Breitungen nähert, das abseits der großen Heeresstraße so friedlich in der Pleißenaue liegt, bemerkt schon von weitem zwei hochragende Schornsteine und die Dächer einer ausgedehnten Fabrikanlage. Dort, wo die Zeitzer Straße von der Bahnhofstraße abzweigt, sieht er sich dem Fabrikgebäude der Regiser Flanschenfabrik gegenüber. Neben dem langgestreckten Fabrikhofe erheben sich die Maschinenhallen, die Pack- und Lagerräume. An Werktagen ertönt hier ein emsiges Hämmern und Pochen; und wer von der Bahnhofstraße her einen Blick durch die Fenster in die Arbeitshalle wirft, sieht dort zwischen glühenden Öfen, Fallhämmern und Drehbänken rußige Männer im blauen Arbeitsgewande mit Schutzbrillen vor den Augen bei ihrer Arbeit. Mehrmals am Tage verläßt das große Lastauto mit seinem Anhängewagen den Fabrikhof, um die fertigen Flanschen, d. s. Rohrverbindungsstücke, zum Bahnhofe zu fahren, von wo sie ihre weite Reise nach allen Teilen Deutschlands, ja sogar ins Ausland antreten sollen. Dem Arbeitsgebäude gegenüber, auf der anderen Seite der Bahnhofstraße, liegt das 1909 erbaute schmucke Verwaltungsgebäude mit seinem gepflegten Garten.

Begibt sich der Fremde von hier durch die Bahnhof- und Hauptstraße nach dem Markt, so fällt ihm dort ein Denkmal aus Rochlitzer Porphyrt auf, das auf hochragendem Sockel einen Arbeitsmann mit Schurzfell und Hammer darstellt. Aus dem Sockel, der die Jahreszahl 1913 trägt, spritzt aus mehreren Armen das Wasser in das umgrenzende Becken. Das ist der Halbfußbrunnen, der zur Erinnerung an den eigentlichen Gründer der Flanschenfabrik hier errichtet wurde. Selbst die Kühe, die im Spätsommer, von der Weide heimkehrend, hier vorbeigetrieben werden, bleiben regelmäßig da stehen, wohl nicht um des Gründers der Flanschenfabrik zu gedenken, als vielmehr mit dem frischen Wasser des Beckens ihren Durst zu löschen.

Unternimmt der Wanderer von hier aus, die Rathausstraße und die Teichgasse durchschreitend, einen kurzen Ausflug nach den Haselbacher Teichen, so steht er an „der großen See“ vor der Geburtsstätte der Flanschenfabrik. Dort, wo „die See“ nur durch eine schmale Wiese vom Flußbett der Pleiße getrennt ist, stößt sein Fuß an Überreste alten Mauerwerks und zerfallener Kellerräume, die heute völlig überwuchert sind. Hier an dieser romantischen Stelle, wohl 20 Minuten vom Orte entfernt, erhob sich vor reichlich 100 Jahren, zwischen hohen Bäumen versteckt, eine alte Walkmühle. Im Jahre 1878 wurde in dieser Mühle von Paul Moritz eine kleine Fabrik gegründet, in der sogenannte Fischbänder hergestellt wurden. Der

Betrieb war noch sehr klein. Es waren etwa 30 Arbeiter hier beschäftigt, die manches Mal 4 Wochen warten mußten, ehe sie ihren vollen Lohn ausgezahlt erhielten. Die zum Betriebe notwendige Kohle wurde mühsam mit Handwagen herbeigeschafft. In der Fabrik war eine Wohnung eingebaut, wo Tischler Pfau seinem Handwerk nachging und nebenbei noch einen kleinen Ausschank mit einfachem Bier für die Arbeiter unterhielt. Alte Arbeiter erzählen, daß das nahe Flußbett der Pleiße mit seinem kristallklaren Wasser damals von Fischen nur so wimmelte.

Am 2. Dezember 1878 brannte diese alte Walkmühle nieder. Während des Wiederaufbaues wurde in dem jetzigen Güntherschen und Weberschen Hause weiter in Fischbändern gearbeitet. Im Jahre 1879 wurde das neue Gebäude an „der See“ in Betrieb genommen. Hier wurde nun neben der Fischbandfabrikation die Herstellung von Flanschen aufgenommen. An Maschinen waren vorhanden: eine kleine Stanze, einige Bohrmaschinen und eine Drehbank. Im neuen Fabrikgebäude befanden sich zwei sehr schöne Wohnungen, die aber nicht bezogen wurden. 1880 siedelte die Fabrik nach Regis auf das Grundstück über, auf dem sie sich noch heute befindet. Hier wurde der Betrieb mit ungefähr 18 Arbeitern eröffnet. Seit 1881 wurden nur noch Flanschen gearbeitet, die aber sämtlich mit der Hand geschmiedet wurden. Der jetzige Besitzer hieß Erwin Kretzer. Die fertigen Flanschen ließ er in der Regel von dem Regiser Fuhrmann Hallbauer nachts mit nach Leipzig nehmen. Auf der Rückfahrt brachte dieser dann Eisen für die Fabrik mit. Die alte Fabrik draußen am See blieb lange Zeit leer stehen und ist im Jahre 1920 niedergerissen worden. In der neuen Fabrik wurde im Jahre 1880 die erste Maschine und zwar eine Dampfmaschine von 4 Pferdekraften aufgestellt.

Das Jahr 1888 brachte den Wendepunkt in der Entwicklung der Fabrik. War das Unternehmen bisher immer in Gefahr gewesen, einzugehen, so nahm es nun mit der Übernahme der Fabrik durch den Hamburger Kaumann Adolf Halbfaß einen ungeahnten Aufschwung. Unermüdlich war er für seine Fabrik selbst als Reisender tätig. Für die schriftlichen Arbeiten hatte er nur in dem Regiser Lehrer Heinrich eine Stütze. Durch dieses sparsame Wirtschaften und durch die anerkannte Güte seiner Flanschen, ferner durch seine pünktlichen Lieferungen wurde seine Firma im In- und Auslande vorteilhaft bekannt, und im Jahre 1900 schwang sich die Firma Halbfaß zur ersten Fabrik für Rohrverbindungen in Deutschland empor. Freilich kamen auch wieder schlechte Zeiten. 1902 mußte der Regiser Betrieb infolge schlechten Geschäftsganges auf nur 1 Beamten und 12 Arbeiter beschränkt werden; die übrigen siedelten nach Werl in Westfalen über, wo im Jahre 1898 von Halbfaß eine Zweigfabrik gegründet worden war. Nachdem aber Halbfaß eine Vereinigung aller Flanschenfabriken erreicht hatte, kamen wieder bessere Zeiten, und seit 1904 behauptete die Firma ihren heutigen Ruf.

Wenn auch die Nachkriegsjahre Einschränkungen im Betrieb erforderlich machten, so arbeitet doch die Fabrik heute wieder in vollem Umfange. Viele Regiser Familienväter finden hier ihren Lebensunterhalt und fühlen sich mit dem Gedeihen

der Flanschenfabrik eng verknüpft. Die Entwicklungsgeschichte der Regiser Flanschenfabrik ist ein leuchtendes Beispiel dafür, daß unermüdlicher Arbeitswille schließlich doch zum Ziele führt.

Im Ramsdorfer Tiefbau

Horch! Das Ramsdorfer Wert tutet! Es ist 1/2 6 Uhr. Auf denn, um 6 Uhr beginnt die Tagschicht, und die Bergleute fahren ein.

Nun wird Leben auf den Zugangswegen zum Ramsdorfer Braunkohlenwerke. Von Ramsdorf und von Röthigen her, auf Straßen, Fußwegen und Felldrainen, von allen Seiten streben die Bergleute der Höhe zu, wo die Grubengebäude stehen, die meisten zu Fuß, viele aber auch zu Rad; denn ein ganz Teil der Belegschaft wohnt in entfernteren Orten, in Wildenhain, Ruppersdorf, Wintersdorf, Hagenest, Lucka, Nehmitz, Kleinhermsdorf, Berndorf, Hohendorf, Schleenhain, Großhermsdorf und anderswo, ja selbst von Stolpen bei Grotzsch kommen manche herauf. Sie versammeln sich im Mannschaftsraume, der Fahrsteiger verliest ihre Namen, und jeder erhält eine Anzahl Marken, die sie zum Beleg ihrer Arbeit den vollgeladenen Wagen begeben.

Dann geht es hinunter in die Tiefe, hinab in den Schoß der Erde, 6 Leitern tief hinein in den Schacht, etwa 120 Sprossen tief. Die unterste Leiter - der Bergmann sagt „Fahrt“ - ist 14 m lang und steht fast senkrecht. Unten begibt sich jeder an seinen Ort, wo er die Kohle loshackt oder den Wagen füllt. Etwa eine Viertelstunde heißt es da noch durch die unterirdischen Gänge wandern, teils nach Ramsdorf, teils nach Regis-Breitungen zu. Ein Karbidlämpchen, das jeder bei sich trägt, erhellt den Weg. Kurze Zeit darnach fährt der Obersteiger ein. Die Werksleitung hat uns die Mitfahrt erlaubt, und unter seiner Führung durchqueren wir nun unterirdisch das große Bruchfeld, das vom Dorfe Ramsdorf bis an die Regis-Breitinger Flurgrenze sich erstreckt und oberirdisch durch starke Drahtseile abgesteckt ist. Ein wasserdichter Hut, eine wasserdichte Jacke, eine Karbidlampe und ein fester Stock bilden unsere Ausrüstung.

Sobald wir unten im Stollen sind, sehen wir trefflich ausgebaute, ausgemauerte und elektrisch erleuchtete Räume, wo Maschinen arbeiten: 6 Saugpumpen, die das Wasser aus dem Schachte hinausbefördern, und einen Ventilator, der frische Luft hinein in die Stollen drückt. Links und rechts laufen zwei starke Ketten mit 1 1/2 m Geschwindigkeit in der Sekunde, die eine bringt die vollen Wagen zum Förderschacht, die andere führt die leeren hin an die Abbaustellen. Wir zählen und stellen fest: Etwa aller zehn Sekunden taucht ein beladener Wagen aus dem Dunkel des Stollens auf.

Zwischen den zwei Ketten schreiten wir vorwärts nach Ramsdorf zu. Solange wir noch Fabrikgebäude über uns haben, sind die Stollen ausgemauert; sobald wir aber unter freiem Felde sind, begegnen wir nur noch Holzbau. In Abständen von etwa 1-

1 1/2 m stehen links und rechts je ein starker „Türstock“, 15-20 cm im Durchmesser, und darüber liegt eine ebenso dicke „Kappe“. Diese 3 Hölzer sind es, die in der Hauptsache den Druck des darüber liegenden "Gebirges" auszuhalten haben. Dazwischen liegen starke Bretter. Eine Unmenge Holz steckt in einem solchen Tiefbau wie dem Ramsdorfer. Täglich wird für mehrere hundert Mk. Holz hineingebaut, sagt unser Führer.

Wir wandern im Scheine unsrer Karbidlampe weiter. Hier und da finden wir eine „Kappe“ eingedrückt. Sie hat dem Drucke nachgegeben und muß erneuert werden. An manchen „Türstöcken“ sehen wir gespenstisch und geisterhaft lange weiße Bärte. Unser Stock durchfurcht sie wie Schaum. Wenn wir die Lampen ausblasen und von tiefer Nacht umgeben sind, dann leuchten sie.

Oft auch sperren uns schwere Türen den Weg, die wir aufstoßen müssen, die sich aber von selbst wieder schließen. Es sind Wittertüren, dazu bestimmt, die Luft in bestimmte Strecken zu führen.

Geraume Zeit wandeln wir durch die finstern Gänge hin. Endlich taucht in der Ferne ein Lichtschein auf, und bald sind wir „an Ort“. Ein Bergmann hackt mit der Spitzhacke die Kohle von der Wand los, und ein anderer schaufelt sie in den danebenstehenden Wagen. Beide arbeiten Hand in Hand und haben eine Nummer, die sie in den Wagen hängen, wenn er voll beladen an der Kette zum Förderschachte rollt. Der Raum, wo sie arbeiten, ist hier etwa 3-4 Meter hoch und 6-7 Meter breit. Die Decke ist verschalt und durch entsprechend hohe Stempel gesichert. Um beide Hände frei zur Arbeit zu haben, tragen die Arbeiter ihr Lämpchen seitlich an einem Haken des Hutes.

Nach Besichtigung der einzelnen Orte gehen wir durch einen anderen Stollen nach der Regis-Breitinger Flurgrenze. Wohl eine halbe Stunde dauert es, bis wir am Ziele sind. Unterwegs kommen wir an eine heiße Stelle. Es ist da so warm, daß Schweißtropfen über unsere Stirn perlen. Wir befinden uns an einem Brandherde, wo die Kohle sich selbst entzündet hat und schon einige Jahre brennt. Groß war die Bestürzung damals, als der Brand in den Stollen einbrach und die Bergleute durch den Barbaraschacht, den Notausgang, ausfahren mußten. Jetzt ist der Stollen an der Brandstelle ausgemauert und ausbetoniert. Hölzer zu setzen, wäre zu gefährlich. Soviel sich Steiger und Obersteiger schon darum bemüht haben, den Brand mit Schlamm und Wasser zu ersticken: es ist ihnen bis jetzt nicht gelungen.

Anderwärts wieder gehen wir an Seitenstollen vorbei, deren Türen geschlossen sind. Es ist unmöglich, sie zu öffnen. Schlammmassen sind hinter ihnen hereingebrochen, die Bergleute haben flüchten müssen, und alles Holz ist verloren gegangen. Es ist, als ob der Tod hinter der Tür lauere.

Plötzlich hören wir lautes Surren. Wir nähern uns einem Hilfsventilator, der die frische Luft vom Hauptventilator ansaugt und in die entferntesten Stollen drückt. Als wir uns um ihn herumwenden, löscht er uns plötzlich die Lampe aus. Wir hatten sie

nicht richtig gehalten! Ein Glück, daß unser Führer erfahrener war als wir; wir hätten sonst im Finstern weitertappen müssen.

Nachdem wir auch die Orte an der Regis-Breitinger Flurgrenze besichtigt haben, kommen wir an den Barbara-Schacht. Es ist ein Luftschacht und zugleich ein Notausgang. Seinen Namen hat er nach der Schutzheiligen der Bergleute. An ihrem Jahrestage, am 4. Dezember 1922, wurde der erste Spatenstich getan. Unser Führer blickt hinauf und sieht hellen Himmel. Er beschließt deshalb, hier aufzusteigen. 10 Leitern - 10 „Fahrten“ - heißt's nun emporklimmen, jede „Fahrt“ mit etwa 125 Sprossen. Im unteren Teile tropft es von den Wänden, dann aber wird es trocken. Glücklicherweise langten wir oben an und öffnen die Klappe des Schachtes und die Tür zum Turme. Strahlende Junisonne begrüßt uns und läßt unser Karbidlicht verblassen.

Wie ganz anders ist's hier oben unter blauem Himmel, inmitten blühender Blumen und Gräser! Und tiefer die frische Luft einatmend, schreiten wir den Werksgebäuden zu, über die fleißigen Menschen hinweg, die unter uns aus dem Schoße der Erde den kostbaren Brennstoff holen, und die auch für uns tätig sind, die Steiger und Häuer.

Im Böhlener Tagebau

Was im Tiefbau dem Auge des Wanderers sich entzieht, ist deutlich sichtbar im Tagebau.

Es gibt deren eine ganze Reihe im Bezirke Borna. Fast sämtliche Braunkohlenwerke sind Tagebaue, nur 2 haben Tiefbau: das Ramsdorfer und das Breunsdorfer Werk. Der größte Tagebaubetrieb liegt an der Nordgrenze des Bezirkes, bei Böhlen, Gaulis, Trachenau, Kieritzsch, Spahnsdorf und Lippendorf. Er ist zur Zeit das größte Werk in ganz Mitteleuropa. Ihm wollen wir einen Besuch abstatten.

Ein gewaltiges Loch gähnt uns entgegen, wohl an die 2000 m lang, an die 500 m breit und an die 50 m tief. Sieben Eimerkettenbagger und drei Löffelbagger vergrößern es mehr und mehr. Sie räumen täglich 10-15 000 cbm Erde hinweg, die von 25 meist elektrisch betriebenen Förderzügen etwa 4 km weit weg auf die Spülkippe hinaufgefahren werden. Die Loren sind größer als anderswo und so eingerichtet, daß sie sich selbst entladen.

Wir steigen hinab in den Kessel und beobachten die Veränderung der Schichten an der Seitenwand. Es folgen einander von oben nach unten etwa 50 cm mausgrauer Mutterboden, 3 m brauner Geschiebelehm, 4-6 m Kies, 18 m weißer Sand, 5-7 m Oberkohle (das Oberflöz), 7 m Sand und Ton (das Zwischenmittel) und schließlich ein breites Feld schwarzer Kohle (das Hauptflöz), dessen Mächtigkeit nicht zu sehen ist, das aber als 12-15 m tief erbohrt worden ist. Auffällig sind die vielen umfangreichen Baumstubben, die aus dem Oberflöz herausragen. Deutlich sieht man ihre Wurzeln in die Kohle hineingehen.

Wie mögen die Baumstämme hierhergekommen sein, 30-40 m tief unter unsere heutige Erdoberfläche? Sie haben einst hier gestanden und gegrünt, und wo wir uns jetzt aufhalten, war in fernen Zeiten Waldboden. Viele, viele tausend Jahre sind seitdem vergangen. Die Leipziger Bucht war damals noch ein ungangbarer großer Sumpf, mit Zypressen bewachsen. Warme und feuchte Luft ließen diese üppig wuchern, aber keine Menschenhand kam und machte sich den Holzreichtum nutzbar. Sie die Baumriesen ohne Pflege gediehen, so stürzten sie ohne Waldhüters Säge um und legten sich in den Sumpf, wenn der Sturm ihre Wipfel allzusehr schüttelte oder wenn das Alter ihren Stamm morsch gemacht hatte, um neuen Bäumen den Platz zu räumen.

Eine Generation sproßte auf der anderen, und allmählich hob sich der Waldboden bis zu einer Höhe von 15-17 m. Gewaltige Wasser überschwemmten den Wald, vernichteten ihn und setzten 7 m Sand und Ton über ihm ab. Dann wich das Wasser

wieder und bot dem Braunkohlenwald erneut Gelegenheit zur Entwicklung. Abermals strebten Sumpfyypressen gen Himmel; abermals wuchs der Wald, und abermals baute er 5-7 m Waldboden auf, das Oberflöz, bis erneut das Meer einbrach und auch ihm den Garaus machte. Diesmal blieb es lange Zeiträume in der Leipziger Bucht, so lange, bis es 18 m Sand abgesetzt hatte. Als dann die Eiszeit die Gletscher über unsere Heimat dahingleiten ließ, lag der Braunkohlenwald - an uns gemessen - schon ewig in der Tiefe und wurde nach und nach zu dem, was er heute ist, zu Braunkohle. Also ist sie ein Stück Heimatboden längst vergangener Zeiten, ein Rest seines einstigen Sumpfwaldes.

Wie groß die Schätze sind, die jene Zeit für uns aufgespart hat, zeigen folgende Zahlen: Das Braunkohlenwerk Böhlen allein will bei vollem Betriebe jährlich 3 Millionen Tonnen Braunkohlen fördern, mithin jährlich annähernd 7000 Eisenbahnzüge zu je 30 Wagen mit 300 Zentnern oder täglich 22 Kohlenzüge. Und trotz der reichen Ausbeute sollen die Böhlener Kohlenlager noch mehrere hundert Jahre reichen!

Wohin wandert nun die Kohle aus dem Tagebau? Durch die Kohlenbunker abgefahren, wird ein Teil zu Kohlenstaub gemahlen und im Werke zum Heizen verwendet oder in besondere Wagen verfrachtet. Ein anderer Teil läuft durch 11 Pressen und wird zu Briketts verarbeitet. Die Pressen liefern jede Sekunde je 2 Stück. Ein dritter Teil ist für die Hochspannungsanlage bestimmt, die einen elektrischen Strom von 100 000 Volt Stärke ins Land hinausschickt. Eine Leitung führt ihn südlich nach Silberstraße bei Zwickau, eine andere westwärts nach Thüringen. Man staunt beim Anblick der gewaltigen Anlagen, der hohen Gebäude und der mächtigen Maschinen und bewundert die Menschen, die mit Geist und Hand das große Werk schufen.

Die Pegauer Ziegeleien

Zu den Bodenschätzen, die der Bezirk Borna aufzuweisen hat, gehört auch der Lehm, der weite Strecken unserer Heimat bedeckt. Er liefert das Material für die zahlreichen Ziegeleien, die sich vor allem in der Umgebung von Pegau finden. Sehen wir einmal zu, wie die Ziegelsteine hergestellt werden!

Zu jeder Ziegelei gehört eine Lehmgrube. Hier werden im Laufe des Sommers und des Herbstes große Mengen von Lehm abgegraben, soviel, wie man im Laufe eines Jahres verarbeiten kann. Der Lehm liegt hier in Pegau und Umgegend an manchen Stellen 10-15 m tief. Infolge dieser mächtigen Schichten sind auch die Lehmgruben oft recht tief: 4-5 m müssen wir hinabsteigen, um hinunter zu gelangen.

Die gelben Wände sind steil, oft stufenförmig angelegt und bieten dem aufmerksamen Beobachter allerlei Sehenswertes. Da erblicken wir alte, von Erde ausgefüllte Hamsterbauten. Es wird uns klar, warum es so schwer ist, einen solchen Bau auszugraben; denn diese reichen bis in 2 m Tiefe. An vielen Stellen sehen wir im gelben Lehm fast schwarz gefärbte Schichten. Hier brannte vor undenklichen Zeiten das Herdfeuer der damaligen Bewohner. In diesen „Herdgruben“ finden wir oft Reste von Urnen und Waffen, die entweder aus Stein oder Bronze gefertigt sind. Auch Gräber aus der Stein- und Bronzezeit sind nicht allzuselten in den Lehmgruben anzutreffen. Lange Zeiträume sind seit jenen Tagen vergangen, rechnet man doch, daß die Steinzeit bei uns etwa um das Jahr 2500, die Bronzezeit um 1500 vor Christi Geburt begann. In tiefer gelegenen Schichten des Lehmies findet man zuweilen noch ältere Gegenstände, nämlich Knochen und Zähne vorweltlicher Tiere, z. B. vom Mammut und vom Nashorn, die in unserer Gegend vor der Eiszeit lebten, als noch kein Mensch hier zu finden war.

Die tiefsten Stellen einer Lehmgrube sind mit Wasser ausgefüllt. In den Wasserlöchern gedeihen Schilf und Rohrkolben. Hier tummeln sich im zeitigen Frühjahr hunderte von Kaulquappen, hier halten die Frösche ihre Konzerte ab, daß es weithin schallt bis in die Stadt hinein. Molche und Wasserkäfer finden hier geeignete Lebensbedingungen. Oft benutzt der Ziegeleibesitzer diese Wasserlöcher auch zur Fischzucht. Dann sehen wir darin fette Karpfen nach Futter suchen.

In diesen Gruben bleibt der abgegrabene Lehm bis zum nächsten Frühjahre liegen. Er soll sich mit Wasser ganz und gar durchsetzen und weich werden, und alle größeren Teilchen sollen zerfallen. Kommt nun der Frühling, dann laden ihn die Arbeiter in Loren, die auf Gleisen fahren, und bringen die Wagen bis an eine schiefe Ebene. Hier werden die Wagen an ein Seil gehängt und mit Maschinenkraft nach der

Fabrik geschafft. Der Lehm wird in einem Trichter geworfen, wo die Lehmstücke noch mehr zerkleinert und gut durcheinander gemischt werden.

Aus dem Trichter fällt der Lehm zwischen eiserne Walzen. Jedes auch noch so kleine feste Teilchen wird hier zermalmt. Nun kommt die so bearbeitete Masse in die Presse. Das ist eine Maschine, die dem Wolf ähnelt, den ihr Kinder beim Fleischer, vielleicht auch bei der Mutter gesehen habt. Wie hier das Fleisch mit Hilfe einer schraubenförmigen Welle durch die Öffnungen gedrückt wird, so bei der Lehmpresse der Lehm. Er wird durch ein Mundstück gepreßt, das ihm die gewünschte Form gibt, etwa eines Dachziegels oder einer Röhre. In unserer Ziegelei sollen Bausteine hergestellt werden; deshalb ist das Mundstück viereckig. Da die Ziegel beim Brennen etwa 10 % kleiner werden, ist das Mundstück der Presse etwas größer als der fertige Ziegelstein. Alle Ziegel sollen ein bestimmtes Maß haben, das man als das deutsche Reichsformat bezeichnet. Es hat die Größe von 25, 6,5, 12 cm.

Die Ziegel, die aus der Presse kommen, sind so weich und feucht, daß wir mit dem Finger hineindrücken können. Mit einem Stück Draht werden sie abgeschnitten. Das geschieht in der einen Ziegelei mit der Hand, in anderen Fabriken besorgt das Abschneiden gleich die Maschine. Arbeiter, meist Frauen und Mädchen, nehmen die feuchten Ziegel weg und bringen sie in besondere Trockenräume. Das Trocknen besorgt entweder die Luft, dann dauert es etwa 14 Tage, oder es sind besondere Trockenscheunen da, die künstlich geheizt werden. Dann genügen schon 8 Tage. Die luftgetrockneten Ziegel haben noch die gelbe Farbe des Lehmes.

Das wird nun anders; denn nun kommen sie in den Brennofen. Er besteht aus einem Brennkanal, dessen Innenwände aus Chamottesteinen gemauert sind. Dieser Brennkanal ist etwa 70 m lang. Wenn er leer ist, kann man darin rund herum gehen (Ringofen). Er ist ungefähr 2,50 m breit und 2,25 m hoch. In der Außenseite sind aller 4 m offene Eingänge zum Ein- und Ausbringen der Ziegel. Meist sind 16 solcher Eingänge vorhanden. Den Raum zwischen 2 Eingängen nennt man eine Kammer. Im Deckengewölbe einer Kammer sind viele kleine Löcher, durch die die Kohle geschüttet wird. Mit eisernen Kapseln werden die Heizlöcher zugedeckt. Auf dem Boden jeder Kammer ist ein Abzugskanal für den Rauch.

Soll ein Ringofen in Betrieb gesetzt werden, so wird zunächst der Brennkanal mit einer Mauer abgesperrt. Hier werden 3-4 Feuerungen eingebaut. Hinter der Mauer setzt man 5 Kammern voll lufttrockene Ziegelstein. Jede Kammer wird gegen die nächste durch eine Papierwand luftdicht abgeschlossen. Die Eingänge der besetzten Kammern werden mit Mauersteinen vermauert und mit Lehm verschmiert. Nun wird auf den Rosten der Feuerung so lange ein starkes Feuer unterhalten, bis die Ziegel in den 5 Kammern glühen. Dann beträgt die Hitze im Innern 900-1000 Grad.

Darauf läßt man das Feuer auf der Feuerung ausgehen und schüttet von oben durch die Heizlöcher Kohle nach. Durch den Zug des Schornsteines wird die Glut vorwärts gezogen. Die Ziegel der zuerst besetzten Kammer sind fertig gebrannt und erkalten allmählich. Die Feuermauer wird herausgerissen, die Eingangsöffnung

ebenfalls, und die Ziegel werden herausgenommen. So geht die Arbeit im Kreise herum. Andere Kammern sind unterdessen wieder mit ungebrannten Steinen besetzt worden, und wieder treibt der Zug des Schornsteins die Hitze vorwärts. Aus den abkühlenden Kammern zieht man durch ein Kanalsystem die heiße Luft weg und heizt damit die Ziegelsteine vor. Ununterbrochen brennt der Ringofen, Tag und Nacht. Es sind deshalb drei Brenner da, die sich aller 8 Stunden ablösen. Viele Jahre geht diese Arbeit vor sich, bis der Ofen einmal ausgebessert werden muß. Dann läßt man das Feuer erkalten, bringt aber nach den Ausbesserungsarbeiten den Ofen wieder wie vorher in Betrieb. Bemerkte sei noch, daß man zum Brennen von 1000 Ziegeln 4-6 Ztr. Kohle braucht.

Fragen wir zum Schluß noch, woher der Lehm unserer Gegend stammt. Er ist ein Geschenk der Eiszeit, einer Erdperiode, wo ganz Nord- und Mitteleuropa, auch Deutschland, tief unter Eis begraben lag, so wie heute noch Grönland. Das Eis kam von den Gebirgen Skandiaviens und wälzte sich - die Ostsee war noch nicht vorhanden - nach Süden und Südosten zu bis an den Abhang des Erzgebirges. Auf seinem Rücken trug es mächtige Steine, die aus Skandinavien, aber auch von den Inseln der Ostsee stammten. Auch unter dem Eise lagen Gesteinsmassen. Von dem ungeheuren Druck des Eises, das in unserer Gegend noch eine Mächtigkeit von etwa 200 m aufwies, wurden die Steine zermalmt und zu feinerem und gröberem Schutt zermahlen. Als das Eis sich später zurückzog, blieben diese Schuttmassen als Moränen zurück. Der Wind blies die feineren Teilchen heraus und lagerte sie an anderen Stellen wieder ab, so, wie er im Winter Schneewehen bildet. So entstanden die großen Lößlehmlager der Pegauer Gegend.

Der Babuschenmacher von Groitzsch (Neu nach Gießler, Sächs. Sagen)

Im Westen der Bornaer Pflege, auf dem letzten nördlichen Randhügel der fruchtbaren Elsteraue, stand einst die stolze Burg des Grafen Wiprecht. Unter seinem Schutze erfreute sich das schon ums Jahr 1000 gegründete Städtlein Groitzsch eines gedeihlichen Wachstums. Handwerker aus Thüringen bildeten willkommenen Zuzug der Siedlung am Burgberge, wo sie als freie Bürger ein gesichertes Dasein fanden. Im Laufe der Jahrhunderte gewann hier das ehrsame Handwerk der Schuhmacher durch die ansehnliche Zahl seiner Zunftgenossen eine hohe Bedeutung. Die Groitzscher Meister zogen mit ihrer Ware zur Leipziger Messe; in langen Reihen standen ihre Buden auf den Jahrmärkten; mit dem Quersack über der Schulter wanderten sie auf die Dörfer der Umgegend, um ihre Ware feilzubieten. Besonders durch die Anfertigung von Pantoffeln oder Halbschuhen aus weichen Stoffen, Babuschen genannt, waren die Groitzscher Schuhmacher schon von altersher bekannt und brachten dem Städtlein den Scherznamen „Babuschen-Groitzsch“ ein. Woher stammt dieser Name?

Es war im Jahre 1542. Unter der Tür seines schindelgedeckten Häuschens in der Wiprechtsgasse stand Jakob Schwertlin, ein Jungmeister der ehrbaren Schuhmacherzunft. Angetan mit dem bunten Waffenrock von früheren Söldnerjahren her, mit dem Schwert an der Seite und der Armbrust auf dem Rücken, nahm er Abschied von seinem jungen Weibe, das erbärmlich schluchzte und die Hände des Mannes nicht freigeben wollte. Immer wieder sprach er tröstend auf sie ein: „Und ich kehre wieder, ehe das Jahr zu Ende geht! Bis dahin ist ja gesorgt für dich! Sieh, Vetter Florian ist auch schon fort, und andere werden folgen. Mit guter Kriegsbeute komm' ich heim. Und wein' dir nicht die Augen aus, bis ich dich wiederseh'. Der Herrgott schütz' dich!“ Mit diesen Worten riß er sich los und schritt in der Morgenfrühe durch die menschenleeren Gassen des Städtleins auf Leipzig zu, um dort zum Heere des Herzogs Moritz zu stoßen. Dieser ließ in seinen Erblanden die Werbetrommel rühren gegen die Türken, um im Bunde mit andern deutschen Reichsfürsten das Ungarland zu befreien. Mit Freuden ward Jakob als erprobter Reiter und sicherer Armbrustschütze in seine frühere Schar eingereiht, die als Leibtruppe des Herzogs galt.

Nach Monaten befand sich der Groitzscher in der Festung Ofen, die von Süden her von den Feinden schwer bedrängt wurde. Dem sollte ein Ende gemacht werden „Wer wagt es?“ fragte einmal zur Mittagszeit der Sachsenherzog die um ihn im Halbkreis versammelten Reiterscharen. „Männer mit furchtlosem Herzen brauche

ich gegen die hinterlistige Türkenbrut, die täglich aus dem Walde dort hervorbricht und uns schweren Schaden zufügt. Morgen wollen wir´s ihnen heimzahlen!“

Unter einer großen Zahl bewährter Armbrustschützen ritt in der Frühe des nächsten Tages auch Schwertlin dem Feinde entgegen. Ein wenig schlaftrunken noch, schweiften seine Gedanken zum fernen Heimatstädtchen in der Wiprechtsgasse zu seinem jungen Weibe. Plötzlich schwirrte eine ganze Pfeilwolke unversehens über die Köpfe der sächsischen Reiter hin: die Einleitung zum Kampfe. Eine überlegene Schar berittener Türken fiel aus dem Hinterhalte über das Sachsenhäuflein her. „Allah il Allah!“ war ihr wüstes Kampfgeschrei. Krumme Klingen blitzten, Pfeile surrten, getroffene Rosse bäumten auf, todwunde Krieger sanken zu Boden. Hart ward der Kampf Mann gegen Mann. Des Herzogs schäumender Hengst überschlug sich, den Reiter mit niederreißend. Schon blitzte ein halbes Dutzend türkischer Klingen über ihm, als im Augenblick der höchsten Gefahr sich der treue Page, Sebastian Reibisch, über den Herrn warf und mit seinem Leibe die todbringenden Hiebe auffing. Andere sächsische Reiter eilten zu Hilfe und retteten ihren Führer vom sicheren Tode. In ihrem Schutze entkam Moritz glücklich. Umsonst war der kühne Ausfall der tapferen Sachsen, sie wurden in die Flucht geschlagen oder bedeckten tot oder schwer wund die Walstatt.

Auch unsern Groitzscher hatte das Kriegsglück betrogen. Eben hatte er mit der Armbrust den dritten Türken vom Pferde geschossen, als er von hinten einen Säbelhieb über den Kopf erhielt. Die Waffe entsank seiner Hand und sein scheuender Brauner stürmte, der straffen Zügel ledig, in den Wald, wo er den Bewußtlosen abwarf. Stunden um Stunden vergingen, nur zuweilen hörte man den heiseren Ruf eines sterbenden Kriegers, nur zuweilen den müden Hufschlag eines irrenden Pferdes. Da schlich es heran, raubtierartig, mit blitzendem Dolch, den prallen Mantelsack nachschleppend: Türkische Soldaten kamen, um die gefallenen Ihrigen zu holen und die toten Christen zu berauben. Auch über das blutbefleckte Antlitz des braven Jakob beugte sich ein Leichenräuber, der in der stattlichen Gestalt mit dem bunten, enganliegenden Waffenrock und dem ledernen Spitzenkoller einen Offizier vermutete.

Da der Verwundete noch schwache Lebenszeichen von sich gab, legte er ihn in der Hoffnung auf ein ansehnliches Lösegeld quer über den Sattel und ritt dem türkischen Lager zu. Als sich ergab, daß der Gefangene deutsche Reiter nur ein gewöhnlicher Söldner war, wurde er an einen Sklavenhändler verkauft, deren viele dem türkischen Heere in Erwartung wohlfeiler Einkäufe folgten. Wenige Wochen später wurde der arme Fremdling auf dem Sklavenmarkte zu Konstantinopel an einen vornehmen Pascha verkauft, der ihn auf seine Beszung mitnahm und ihn dort in seinen Gärten arbeiten ließ. Ein trauriges Schicksal für Jakob Schwertlin! Sollte er es lebenslänglich tragen müssen? Wochen, Monate vergingen, längst war das Christenheer wieder heimgezogen, und er schmachtete hier als Gefangener, heimatlos, trostlos, hoffnungslos!

Allabendlich stieg er zum kleinen Hügel des Gartens empor und schaute der sinkenden Sonne nach, und traute Bilder aus vergangenen Tagen stiegen in seiner trauernden Seele auf. „Dort, wo der goldne Sonnenball untergeht, liegt mein liebes Heimatstädtlein Groitzsch; mein herzlich Weib kommt jetzt vom Marktbrunnen heim; die Nachbarn der Wiprechtsgasse fragen nach mir und fragen nach mir und bleiben ohne Antwort, nur stumme Tränen rollen über die bleichen Wangen der armen Frau. Lieber Herrgott, rette mich aus meiner tiefen Not und hilf, daß ich wieder heimkomme!“ Also betete der fremde Christensklave heiß und innig manchen lieben Abend.

Einst saß Schwertlin nach Feierabend unter einem Baume und flickte sich mit einfachen Werkzeugen seine schadhaften Schuhe wieder zurecht. Eben kam der Pascha daher und sah dem geschickten Manne neugierig zu. Durch diesen Vorgang kam des Deutschen Handwerk zu Ehren, und der Schuster mußte von nun an das Schuhwerk der zahlreichen Palastbewohner in stand halten.

Die türkische Fußbekleidung war aus feinstem Saffianleder hergestellt, dessen Bearbeitung damals nur das Morgenland kannte. Diese nach Farbe und Form ganz verschiedenen spitzen Schuhe waren vielfach ohne Fersenkappen und ohne Absätze und an den Rändern mit kostbaren Rüschen und bunten Borten reich verziert, unsern Pantoffeln sehr ähnlich. Schwertlin lernte die Kunst der Anfertigung dieser türkischen Hausschuhe gar bald von Grund aus, zumal das harte Schicksal ihn noch einige Jahre in der Übung dieser Arbeit erhielt. Im hinteren Erdgeschoß des geräumigen Herrenhauses wurde ihm eine kleine Werkstatt eingerichtet. Im Verkehr mit der Dienerschaft lernte er türkisch genug, um sich mit ihr verständigen zu können. Und es hätte sich auch im fremden Lande erträglich leben lassen, wenn nur das brennende Heimweh nicht gewesen wäre! Das wurde auch zuweilen von den Dienern des Paschas bemerkt, wenn der arme Fremdling traurig seinen Kopf in die Hand stützte und tränenfeuchten Blickes vor sich hinstarrte.

Vor allem war es eine junge Dienerin, Babusa mit Namen, welcher seine Not zu Herzen ging. Sie selbst, losgerissen von ihrer armenischen Heimat, ohne Eltern und Verwandte, von Kind auf schon im Palaste des Paschas aufgewachsen, hatte sich mit dem Schicksal einer Sklavin abgefunden. Sie war es auch, die seine Gedanken am besten verstand, ihm tröstend zusprach und ihm endlich zur Flucht verhalf.

Wieder einmal nahte das Fest des Propheten. Die gesamte Dienerschaft des Paschas hatte alle Hände voll zu tun in Erwartung der großen Zahl vornehmer Gäste, die geladen waren. Am Vorabend stand der Schuhmacher wieder auf dem Gartenhügel, mit der Seele die Heimat suchend. Da raschelte es hinter ihm. Babusa war es, die noch einen Strauß Rosen zu holen beauftragt war. Traurig wandte sich der arme Gefangene ihr zu, und wieder einmal erkannte ihr liebes Auge seine heiße Sehnsucht nach daheim.

Flüsternd gab sie ihm zu verstehen, daß die morgige Nacht seiner Flucht günstig sei. „Und ich will dir dazu helfen!“ Sie führte ihn im dämmrigen Dunkel zum andern

Ende des Gartens und zeigte ihm hier eine durch wucherndes Gebüsch verdeckte geheime Nische mit einer Pforte, in der Farbe des hohen Mauerwerkes gehalten und kaum sichtbar, schmal und niedrig zwar, doch groß genug, einen Menschen hindurch zu lassen. "Niemand von der Dienerschaft außer mir kennt diese Pforte, die ich zufällig entdeckte und versehentlich aufstieß, als ich einer verflogenen Pfauhenne nachlief. Vom erbosten Herrn ward ich damals - es mögen wohn ein Dutzend Jahre darüber vergangen sein - hart bestraft. Löse unten die lockeren Steine, drücke das Türlein mauerwärts und schlüpfe hinaus! Wandere schnellen Schrittes rechts durch den Zypressenwald zur Straße nach der großen Hafenstadt. Mantel und Turban und ein Weniges zur Wegzehrung wirst du in der Werkzeugtruhe deiner Kammer finden. Morgen um Mitternacht entflieh, wenn du es zweimal klopfen hörst. Allah beschütze dich!" Mit heißem Danke schied der Groitzscher von ihr.

Der große Tag und die noch größere Nacht mit ihrem lauten Jubel kamen. Still legte sich am Abend der Schuhmacher, der als Christensklave in keiner Weise wie etwa die anderen Diener an dem mohammedanischen Feste teilnehmen durfte, auf seine Lagerstatt im dunklen Kämmerlein und erwartete bange Herzens den Oberschließer. Doch der blieb aus! Hatte er ihn vergessen, oder war er des geschickten und gutmütigen Sklaven sicher? Um die 12. Stunde, als gerade die Janitscharenmusik droben im Palaste am lautesten tobte, klopfte es zweimal leise an die Tür. Dem Gesellen war, als husche etwas die Stiegen draußen hinan. Es war Babuse, seine edle Helferin. Hurtig wurden Mantel und Turban angetan, und hinaus ging's mit lautlosem Schritte dem Garten zu, der goldenen Freiheit entgegen. „Herr hilf, o Herr, laß wohlgelingen!“ betete er leise, und sein Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf.

Die Flucht gelang. Nach einigen Tagen erging sich Jakob Schwertlin als Türke verkleidet inmitten des Gewühls im Hafen einer großen Handelstadt. Gespannt beobachtete er, wie fremdländische Matrosen schwere Fässer auf schrägen Leitern vom Ufer in eine grüne Schaluppe hinabrollten zur Verladung für die stattliche Brigg da drüben, die einen geflügelten Löwen im Flaggentuche am Hauptmaste trug. „Venedig, Italien, dem Abendlande entgegen! Wenn es mich mitnähme!“ so schossen die Gedanken durch sein Hirn. Im selben Augenblicke sah er auch, wie zwei Matrosen sich vergeblich abmühten, ein zentnerschweres Faß an Seilen zu halten. Die durch die abgeglittene Leiter gefährdete Ladung drohte ins Hafenwasser zu sinken und beide Männer mit hinabzuziehen. Schnell entschlossen warf der Schuhmacher seinen Mantel ab, griff herzhafte zu und rettete so Ware und Menschen vor Schaden. Dem wachsamen Auge des Schiffseigners war dieser kurze Vorfall nicht entgangen.

Sogleich trat er an den hilfsbereiten Fremdling heran. Er, der als weitgereister Seemann auch der deutschen Sprache mächtig war, erfuhr von ihm sein Schicksal und seine Sehnsucht nach der Heimat. Er willfährte seinem Wunsche und nahm ihn mit auf sein Schiff. Und er hatte damit einen guten Griff getan, denn der

Groitzscher war nicht nur eine willige Arbeitskraft für allerlei Handreichungen, sondern besserte als geschickter Arbeiter auch alles Lederzeug des Schiffes kunstgerecht aus. Nach langer Seefahrt kam Jakob in Venedig an, wo er, vom Kapitän reichlich entlohnt, auf Empfehlung sich einem Kaufmannszuge der Fugger in Augsburg anschließen durfte und glücklich nach Augsburg gelangte. In der nächsten Morgenfrühe schon ging es weiter fort über Ingolstadt nach Nürnberg, der Heimat seines berühmten Zunftgenossen Hans Sachs.

Alte Erinnerungen aus der Wanderzeit von einst tauchten in ihm auf, wenn er jetzt wohlbeschuht mit Felleisen und Knotenstock seine Straße dahinzog, bei freundlichen Volksgenossen Ruhe und Asung erbittend oder eines Zehrpennigs wegen Arbeit im Tagelohn suchend bei den Altmeistern seiner Zunft. Nach Hof und Gera, immer der alten Straße im Elstertale folgend, winkten ihm endlich in der letzten Woche des scheidenden Jahres hinter Zeitz die Fluren von Groitzsch. Schneidend kalt blies der scharfe Ostwind, und leise rieselten Tag für Tag die Schneeflocken und erschwerten dem rastlosen Wanderer Weg und Steg. Was schierte es ihn, wenn er von Kriegsbeute nichts, auch rein gar nichts mit heimbrachte! Wenn er nur sein Weib noch fand und ein schützendes Dach! „Heimat, du einzig schöne, sei mir gegrüßt, dir bleib ich fortan treu für immer!“ Dieser eine Gedanke nur war es, der den Schritt des Wanderers beflügelte.

Schwertlins junge Frau hatte schon ein ganzes Jahr umsonst auf Nachricht von dem geliebten Gatten gewartet; denn damals ging noch keine Post aus Ungarn nach dem Sachsenlande, die ein Brieflein hätte mitnehmen können. Ihr ward während dieser Zeit ein Knäblein geschenkt, das sie mit aller Mutterliebe pflegte. Nun gab sie Glaub' und Hoffnung auf seines Vaters Wiederkehr erst recht auf. Der neue Frühling kam und mit ihm manche Nachricht vom Heere des heimgekehrten Herzogs Moritz. Auf jedes Gespräch lauschte sie, bei jedem Hufschlag eilte sie zum Fenster, auf jedes Pochen zur Tür, doch immer vergebens! Der Verzweiflung nahe war sie, als ihr Vetter Florian heimkehrte - mit zerschlissenem Kriegsrock, einem Stelzfuß und einer furchtbaren Narbe im Gesicht. Von ihm erfuhr sie auch, daß ihr lieber Jakob seit dem unglücklichen Gefecht im Walde vor der Festung Ofen verschollen und wahrscheinlich, wie so viele der tapferen sächsischen Reiter, von den Türken getötet sei. Welch Herzeleid für das arme Weib!

Doch ein Unglück kommt selten allein. Hartherzige Gläubiger warfen das verlassene Weib aus dem Häuslein in der Wiprechtsgasse; beim heimgekehrten Invaliden, ihrem Vetter, fand sie freundliche Aufnahme. Ärmlich genug ging es bei ihm zu; ihre einzige Freude im Unglück war ihr munterer, kleiner Knabe, der prächtig gedieh. So kam der Heilige Abend des Jahres 1546 heran. Aus den Häusern des Städtleins drangen die Wohlgerüche des frischen Weihnachtsstollens und der Duft hausschlachtener Wurst. Nur im Häuslein des Invaliden war man froh, wenn man auch moren seinen Grützbrei und sein Stück Brot hatte.

Drei Menschenkinder saßen um das Holzfeuer des kleinen Kamins: Gertrud mit ihrem Knaben, der immer wieder die Geschichte vom Weihnachtsengel hören

wollte, und ein wenig seitab der Invalid. Auf dem Tische brannte trüb die zinnerne Öllampe, und draußen weihnachtete es. Da stampfte es in dem dunklen Flur, als ob jemand die Tür suchte, Gertrud ging, um zu öffnen. Da tönte eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr, und - o freudiger Schrecken - der Totgegläubte trat ihr entgegen! Sprachlos vor übergroßer Freude lagen sie einander in den Armen. Den ganzen Abend saß der Heimgekehrte, seinen Knaben auf dem Schoße, zwischen Gattin und Freund und erzählte seine Leidensgeschichte. Am anderen Morgen erfuhr es die halbe Stadt, und noch vielmals mußte Jakob seine Erlebnisse schildern.

Dem Schuhmacher öffneten sich die Herzen, sie erwiesen ihm schnelle Hilfe und mancherlei Unterstützung in seinem Berufe. Durch gute Arbeit schuf er sich bald einen Kreis von ständigen Kunden. Auf den städtischen Wochenmärkten bezog Jakob Schwertlin seinen kleinen Stand regelmäßig. Nebenher arbeitete er unverdrossen an der im Morgenlande erlernten Kunst, aus weichem, gefärbten Leder oder Filze bortenbesetzte, zierliche Halbschuhe herzustellen, die von der üblichen groben und schweren Fußbekleidung vorteilhaft abstachen. Das erste Paar dieser leichten und warmen Hausschuhe schenkte er seiner lieben Gertrud, die freudestrahlend darin einherging und nicht versäumte, sie allen Freundinnen und Bekannten zu zeigen. Durch den Verkauf dieser neumodischen Schuhe, die jedermann begehrte, ward Jakob ein gesuchter Meister, der durch den lohnenden Verdienst mit der Zeit nicht nur seine Schulden abzahlen und sein gepfändetes Haus wieder erwerben konnte, sondern auch uneigennützig andere Grotzsch Meister die neue morgenländische Kunst lehrte. Nach arbeitsreichem Tagwerk aber gedachte er gern der freundlichen Babusa im fernen Türkenlande und nannte nach ihr jedes neu fertiggewordene Schuhpaar „Babuschen“, d. h. Schuhe der treuen Babusa.

Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich in Grotzsch dieser Zweig des Schuhmacherhandwerkes zu einer weitbekannten Hausindustrie, die sich im Zeitalter der Maschinen in ganz Deutschland verbreitete. Wenn auch infolge veränderter Zeiten die Babuschenfabrikation nicht mehr den Umfang einnimmt wie einst, so verdankt doch Grotzsch seinen Ruf als Schuhmacherstadt zum Teile sicherlich der Herstellung der türkischen Schuhe.

